

Exoten retten die katholische Kirche

Immer häufiger kommen katholische Priester in der Schweiz von weit her. Ohne sie müssten manche Kirchen dichtmachen.

Andrea Kučera

Karfreitag in Ecublens im Kanton Freiburg: Cécile sitzt in ihrem Rollstuhl und schaut verdutzt hoch zu Pfarrer Adalric Jatsa, der soeben über die Türschwelle getreten ist. «Sie erinnern sich doch an mich», sagt dieser zu ihr. «Wir sassen an der Weihnachtsfeier nebeneinander! Und ich bin hier schliesslich der einzige schwarze Priester weit und breit.» Jetzt huscht ein Lächeln über das Gesicht der alten Frau; das Eis ist gebrochen. Seit einem Schlaganfall vor zwanzig Jahren ist Cécile auf der linken Seite gelähmt. Jatsa besucht sie daheim, weil sie zu schwach ist, die Krankensalbung in der Kirche zu empfangen. Er legt ihr beide Hände auf den Kopf und malt mit Öl je ein Kreuz auf Stirn und Handflächen. Nach einem Schwatz tritt Jatsa hinaus in die nasskalte Landschaft, steigt in seinen weissen Nissan und fährt zurück ins Pfarrhaus nach Ursy. Feierabend für heute.

Kaum hiesiger Nachwuchs

Jatsa ist neu in der Gegend. Der 46-jährige Kameruner trat sein Amt als Gemeindeleiter der katholischen Kirchgemeinde St-Pierre Les Roches im Bezirk Broye im letzten September an, zuvor hatte er vier Jahre lang im Nachbarbezirk geamtet. Zur fusionierten Kirchgemeinde gehören sieben Pfarreien im Umkreis von rund 20 Kilometern; zwei Hilfspriester stehen Jatsa zur Seite – ein aus Vietnam stammender und ein französischer Geistlicher.

Die Situation in St-Pierre Les Roches ist symptomatisch für den Zustand der katholischen Kirche in der Schweiz: Jahr für Jahr werden in den hiesigen Seminaren weniger Priester ausgebildet, und die amtierenden Schweizer Geistlichen werden immer älter. Gab es 1990 noch rund 180 inländische Priesteramtskandidaten, so waren es 2016 noch 60. Das Durchschnittsalter der Diözesanpriester beträgt inzwischen 65 Jahre, wobei die 70- bis 79-Jährigen die grösste Altersgruppe stellen. Kein Wunder, greifen die Bistümer auf ausländisches Personal zurück: Ohne sie müsste manche Landkirche geschlossen werden.

Hatten Anfang der 1990er Jahre erst 165 von rund 2200 Diözesanpriestern ihre Weihe im Ausland empfangen, so hat sich

das Verhältnis zwischen Ausländern und Schweizern bis 2016 auf 260 zu 1415 erhöht. Nicht mitgezählt sind Geistliche wie Jatsa, die zwar im Ausland ausgebildet, aber in der Schweiz geweiht wurden, sowie hier ausgebildete Priester ausländischer Herkunft. Das Bistum Lausanne, Genf und Freiburg hat vor ein paar Jahren errechnet, dass rund ein Drittel aller im Bistum tätigen Priester keinen Schweizer Pass besitzt. In den anderen sechs Diözesen dürfte die Situation ähnlich sein.

Und so kommt es, dass gerade in ländlichen, oftmals konservativen Gegenden, wo der Personal-mangel besonders akut ist, die Dorfpriester aus den exotischsten Weltgegenden kommen: In Gampel im Kanton Wallis etwa wird am Sonntag Pfarrer Joseph Shen aus China das «Hochfest der Auferstehung des Herrn» feiern. Im Pfarrhaus von Ursy wohnte vor Adalric Jatsa ein Pole, und in Escholzmatt im Kanton Luzern wird heute Pfarrer Robert Shako aus dem Kongo den Ostergottesdienst abhalten. Shako beerbte letzten Sommer einen Nigerianer. Der dortige Kirchenrat wünschte sich damals eigentlich einen einheimischen Nachfolger, weil der Aufbau des Pastoralraumes Oberes Entlebuch bevorstand und man die Zusammenführung nicht jemandem aus einem anderen Kulturkreis zumuten wollte. Doch es fand sich niemand. Schliesslich hiess es vonseiten des Bistums Basel: «Wir hätten da jemanden aus dem Kongo.» Heute sagt Kirchenratspräsidentin Eva Studer, Pfarrer Shako sei gut gestartet, nur sei halt der Aufbau des Pastoralraums auf Eis gelegt.

Wer sich in den Schweizer Kirchgemeinden umhört, kommt zum Schluss, dass die ausländischen Geistlichen grundsätzlich akzeptiert sind. Wenn etwas bedauert wird, dann ist es ihre mangelnde Vertrautheit mit hiesigen Sitten. So sorgte bei den Feuerwehrmännern von Escholzmatt für Unmut, dass der nigerianische Pfarrer nicht wusste, dass er am Gedenkgottesdienst vor ihrer Generalversammlung die Schutzheilige der Feuerwehr hätte ehren sollen, die heilige Agatha. Und in der Kirchgemeinde St-Pierre Les Roches stiess auf Unverständnis, dass Jatsas Vorgänger am Begräbnis einer wichtigen Respektperson fehlte, weil er diese nicht



Das Einzige, was Adalric Jatsa in der Schweiz befremdet, ist der Individualismus. (Ursy, 30. März 2018)



Der Chinese Joseph Shen predigt seit 2012 im Oberwallis.

kannte. Letztlich sind aber alle froh, dass überhaupt jemand da ist, um die Alten zu segnen und die Kleinen zu taufen.

Ausländer retten Kirche

Manchmal sei es sogar so, sagt der Bischof der Diözese Lausanne, Genf und Freiburg, Charles Morenod, dass Pfarreien explizit nach einem afrikanischen Priester verlangten, weil viele ihrer Kirchgänger aus Afrika stammten. In der Tat ist die katholische Kirche in der Schweiz sehr international. Ein Blick in die Statistiken zeigt, dass der Anteil der Gläubigen mit Migrationshintergrund inzwischen bei 40 Prozent liegt. Grund für diese Entwicklung ist die Einwanderung aus Italien, Spanien, Portugal, Südamerika und Afrika. Das multikulturelle Gesicht sei-

ner Kirche freut Morenod. Denn nicht zuletzt leiste die Kirche wertvolle Dienste bei der Integration. Gleichzeitig gibt der Bischof zu bedenken, es gelte zu vermeiden, dass die Schweizer zunehmend dächten, der Katholizismus sei nicht für sie. Von solchen Verhältnissen ist man in der Broye weit entfernt: Alle 60 Besucher der Karfreitags-Liturgie sind weiss – Priester Adalric Jatsa ist in der Tat der einzige Schwarze weit und breit. Der Kameruner sagt von sich, er fühle sich nicht als Exot. «Denn in der katholischen Kirche gibt es keine Ausländer.»

Im 19. Jahrhundert waren es die Europäer, die den Rest der Welt christianisierten. Heute sind es die Nachkommen der Bekehrten, die in Europa den Katholizismus am Leben erhalten.

In Kürze

Bund will Zugriff auf Passagierdaten

Wie die USA, Kanada und die EU will die Schweiz Informationen über Flugpassagiere einsehen können. Ein neues Team solle diese Daten dann zur Bekämpfung von schwerstkriminellen auswerten, sagte Nicoletta della Valle, Direktorin des Bundesamts für Polizei, in der «Samstagsrundschau» von Radio SRF. Rund 50 Millionen Daten von Flugpassagieren flössen jährlich durch die Schweiz. Ab Ende Mai wird die Schweiz der EU alle Daten über Flüge in die EU liefern müssen, wie dies bereits mit den USA und Kanada praktiziert wird. Della Valle will dem Bundesrat beantragen, diese Daten künftig auswerten zu können. (sda)

Swiss-Flieger muss umkehren

Ein Airbus A330 der Fluggesellschaft Swiss hat den Flug nach New York am Freitagabend kurz nach dem Start in Zürich abgebrochen. Ursache war laut der Swiss eine technische Unregelmässigkeit am linken Triebwerk. Vor der Landung musste das Flugzeug mit 232 Personen an Bord fünf Stunden in der Luft kreisen, um Treibstoff zu verbrennen. «Dieser Flugzeugtyp kann kein Kerosin ablassen», sagte Swiss-Sprecher Stefan Vasic auf Anfrage. In einem Fall, der eine unmittelbare Landung erfordere, könnte die Maschine auch mit höherem Gewicht landen, das sei am Freitag aber nicht nötig gewesen. (zsz.)

Streit mit tödlichem Ausgang in Bern

Bei einer Auseinandersetzung ist am frühen Samstagmorgen in Bern ein Mann so schwer verletzt worden, dass er im Spital verstarb. Die Hintergründe des Streits sind unklar. Wie die Kantonspolizei mitteilte, war es zu einem Streit zwischen mehreren Personen gekommen. Um vier Uhr ging bei der Polizei die Meldung ein, ein Mann sei schwer verletzt aufgefunden worden. (sda)

Lawine reisst Menschen mit

Bei Fiesch im Oberwallis soll am Samstagmittag eine Lawine mehrere Menschen mitgerissen haben. Das berichtete ein Augenzeuge. Am Abend war eine Rettungskolonnen unterwegs, wie die Walliser Kantonspolizei mitteilte. Das schlechte Wetter erschwerte die Suche. (sda)

Viele Kinder kümmern sich um kranke Angehörige

Acht Prozent aller Kinder pflegen oder unterstützen Angehörige – mehr als bisher angenommen.

René Donzé

Sie kochen für die kranke Mutter, erledigen die Wäsche, lesen dem bettlägerigen Grossvater vor oder baden die kleine Schwester: Die sogenannten Young Carers haben viele Gesichter. Meist sind sie für Aussenstehende nicht als solche erkennbar. «Sie wollen nicht anders sein als die anderen und geben sich alle Mühe zu verbergen, wie stark sie leiden», sagt Agnes Leu, Professorin an der Zür-

cher Kalaidos Fachhochschule. Sie leitet bei Careum ein Forschungsprogramm zum Thema.

Die ersten Ergebnisse erstauen selbst die Expertin: 8 Prozent aller Kinder im Alter zwischen 10 und 15 Jahren nehmen Betreuungsaufgaben in ihrem privaten Umfeld wahr. Die Zahlen sind repräsentativ und beruhen auf einer Online-Befragung in 230 Schweizer Schulen. «Bisher sind wir aufgrund von Schätzungen etwa von halb so vielen Betroffenen ausgegangen», sagt Leu. Der Geschlechterunterschied ist relativ gering: Bei den Mädchen sind es 9,2 Prozent, bei den Knaben 6,6 Prozent. Im Erwachsenen-



Ein Knabe hilft beim Kochen.

alter sind es dann fast nur Frauen, die Angehörige pflegen.

«Die Grenze zwischen normaler Mithilfe im Haushalt und belastender Pflege ist fließend», sagt Leu. Nicht jeder Handgriff von Kindern mache diese gleich zu Young Carers; es muss eine belastende Situation vorliegen. Diese hat oft Einfluss auf die schulische Leistung. Die Kinder sind dann müde und unkonzentriert. Die Umfrage ergab für je etwa ein Drittel der Betroffenen eine geringe oder moderate Belastung, bei 22 Prozent ist sie hoch, bei 16 Prozent sehr hoch.

Leu stellt ein wachsendes Problembewusstsein fest: In einer

früheren Befragung bei Fachleuten aus Bildung, Sozial- und Gesundheitswesen gaben rund 40 Prozent an, dass sie bereits mit Young Carers zu tun hatten. Der Bund will pflegende Angehörige entlasten und hat dafür ein nationales Förderprogramm lanciert; dabei geht es um Pflegenden jeden Alters. «Der Bund hat erkannt, dass auch Kinder zusätzliche Aufgaben übernehmen, wenn Eltern erkranken», sagt Daniel Dauwalder, Sprecher des Bundesamts für Gesundheit. In einer ersten Phase werden die Bedürfnisse der Betroffenen untersucht. Später sollen Unterstützungs- und Entlastungsangebote gefördert werden.

Allerdings ist das Bundesprogramm auf Erwachsene ausgerichtet. Es geht auch darum, dass pflegende Angehörige der Wirtschaft teilweise als Fachkräfte verloren gehen. Die Zürcher Nationalrätin Barbara Schmid-Federer (cvp.) hat schon mehrmals auf die Situation der Kinder und Jugendlichen hingewiesen und vom Bundesrat die Zusage erhalten, dass diese nicht vergessen gehen. Dennoch fürchtet sie, dass sie «zwischen Stuhl und Bank fallen», wie sie sagt: «Hier fließen die Bereiche Gesundheit und Bildung ineinander, hier braucht es koordinierte, gemeinsame Anstrengungen.»